

Reichsarbeitsminister Seldte

Karl Bauer



Störrisch

Bold

Ja, und —?

DIE GESCHICHTE EINES PHILOSOPHEN

VON HANS RIEBAU

Mein Freund Georg, das ist sonst ein ganz netter Junge. Aber eine verteuflerte Angelegenheit hat er. Man kann ihm erzählen, was man will: Jedemal, wenn man fertig ist, zuckt er zweimal mit der linken Schulter, hebt erstaunt den Kopf und fragt: „Ja, und —?“

Auf den ersten Blick scheint das eine zwar dumme, aber nicht sehr gefährliche Unart zu sein. Wenn zum Beispiel irgendein Mann zu ihm sagt: „Heutliches Wetter heute!“ — und Georg mit der Schulter auf und nieder zuckt und fragt: „Ja, und —?“, so ist der Mann wohl ein wenig irritiert. Möglicherweise fügt er noch hinzu: „Ich meine nur so“, und vielleicht wirft er auch einen scheuen Blick auf Georg. Damit aber ist dann die Szene wohl zu Ende.

Neulich ist es dann so gekommen, wie es kommen mußte. Georg und ich standen auf der Straßenbahn. Neben uns lehnte ein eleganter, aber immerhin zwei Meter großer und sehr muskulöser Herr. Georg war nicht recht zu sehen mit sich und mit der Welt. „Ich brauche eine Frau“, sagte er, „ich möchte mich gern verloben. Und vor allem brauche ich ein Paddelboot mit blauem Deck und weißem Rumpf, damit ich mit meiner Braut nach dem Müggelsee fahren kann, und dann brauche ich —“

„Geld“, lächelte ich, „damit Du die ein Paddelboot kaufen kannst. Voeläufig aber hast Du kein Geld, und ich habe erst recht keins.“

Georg hob erstaunt den Kopf, „Ja, und —?“ fragte er.

In diesem Augenblick griff der große, muskulöse Herr neben uns in das Gespräch ein. „Ich weiß jemanden“, sagte er, „der hat ein erstklassiges Paddelboot zu verkaufen.“

„Ja, und —?“ zuckte Georg die Achsel.

Da fing der Herr an, von dem Mann, der ein erstklassiges Paddelboot zu verkaufen hat,

zu erzählen. Zuerst sprach er sehr ruhig. Nach dem dritten „Ja, und —?“ aber wurde er nervös, kam vom Thema ab, und dann redete er plötzlich von seinem großen Vorkampf. „Es hätte nicht viel gefehlt“, sagte er, „und dieser Vorkampf wäre für mich die Vorstufe zur Weltmeisterschaft geworden. Was aber tut der Schiedsrichter? Er disqualifiziert mich, trotzdem das Publikum vor Entzückung brüllt und schreit. Er disqualifiziert mich, weil er — wie sich später herausstellte — besiochen war.“

Georg zuckte zweimal mit der Achsel und hob den Kopf. „Ja, und —?“ fragte er.

In diesem Augenblick hörte ich deutlich, wie die Zähne des Herrn anfangen zu knirschen. „Wenn Sie noch einmal „Ja, und —?“ sagen“, keuchte er, „schlage ich Sie kurz und klein.“

Georg hob erstaunt den Kopf, „Ja, und —?“ flüsterte er.

Nunmehr geschah es. Der Herr hob die Hand, und dann klatschte es, einmal, zweimal, dreimal.

Georg stand, mit knalltrockenem Backen, wie betäubt. Zwar zuckte seine Achsel zweimal auf und nieder, und, wie von einer unsichtbaren Kraft bewegt, hob sich sein Kopf. Aber kein Wort kam über seine Lippen.

Indessen, wie es ja so geht, war der Horn des Angriffs zugleich mit der explosions Entladung veräuscht. Ja, das Fehlen jeder Gegenwehr machte ihn unsicher und ängstlich. Möglicherweise hatte er zu fest geschlagen. Mög-

licherweise gab es da noch allerlei Scherereien.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten“, murmelte er schließlich, „mein Temperament ist mit mir durchgegangen.“

Georg zuckte zweimal mit der linken Achsel, hob erstaunt den Kopf und sagte: „Ja, und —?“

Das verwirrte den anderen nun erst recht. „Ich bin ja gern bereit“, stotterte er. „Ich weiß nur nicht, wie Sie es aufnehmen... Ich möchte natürlich keinen Skandal —“

Und schon hatte er einen Fwanzigmarkschein in der Hand und reichte ihn Georg.

Georg nahm den Schein, zuckte zweimal mit der Achsel, hob erstaunt den Kopf und sagte: „Ja, und —?“

Der Herr schluckte ein paarmal trocken hinunter, warf einen hilfseuchenden Blick um sich und reichte Georg einen zweiten Fwanzigmarkschein.

„Ja, und —?“ fragte Georg. —

Als die Straßenbahn hielt, hatte er sechzig Mark in der Brieftasche. Wir gingen sofort in Bommennanns Weinstube. „Das Paddelboot!“ flüsterte ich. Georg aber bestellte eine gute Flasche. „Haben Sie vielleicht zufällig Rheinlachs da?“ fragte er den Kellner.

„Jarwohl“, nickte der Kellner, „und ganz feische holländische Auster auch.“

„Ja, und —?“ fragte Georg.

Und ein Entrecôte Gerindberg könnte ich empfehlen“, diente der Kellner.

„Ja, und —?“

„Ente.“

„Ja, und —?“ — — —

„Hör mal“, sagte ich, als das Frühstück zu Ende war, „ich habe es ausgerechnet: Du wirst die Rechnung gerade eben bezahlen können. Davon aber, daß du die ein Paddelboot kaufst, um mit einem Mädchen Ausflüge nach dem Müggelsee zu machen, kann keine Rede mehr sein.“

Kleine Reflexion

Das Kind, Gesind und Rind,
Das Haus, die Laus, die Maus,
Die Flut, die Wut, der Hut —
Wie reimt sich das doch gut!

W. v. W.

(Fortsetzung Seite 29)

DER MANN IN DER ZELLE

VON WOLFGANG FEDERAU

Der Mann in der Zelle warf sich auf seiner schmalen Pritsche unruhig hin und her. Seine Augen waren weit geöffnet, aber er sah nichts. Dunkelheit stand um ihn wie eine Mauer und die Wände des Kerkers lasteten auf ihm wie der Deckel eines Sarges, den zwei Meter Erde beschwerten.

Ja, so dunkel war auch die Nacht jenseits der Gefängnismauern, daß man das kleine, vergitterte Fenster hoch oben unter der Decke, das tagsüber ein spätlisches Licht, ein trauriges und mühernehtes Licht spendete, kaum zu erkennen vermochte.

Trotzdem brannten die Augen des Mannes. Und ganz vergeblich ersehnte er den Schlaf, der ihm für kurze Zeit Vergessen schenken, ihn von seiner Dual befreien sollte.

Nein — er konnte nicht schlafen. Er dachte an das, was er verloren, und sein Herz bäumte sich auf. Sein Herz zog sich zusammen und jagte das Blut in harten Stößen durch die Adern, daß er es singen und rauschen hörte. Vieß etwas heiß und feucht in seine Augen steigen, von dem er sich schämte, sich einzugestehen, daß es Tränen wären.

Das, was der Mann verloren hatte, war — die Freiheit.

„Was ist Freiheit?“ grübelte der Mann.

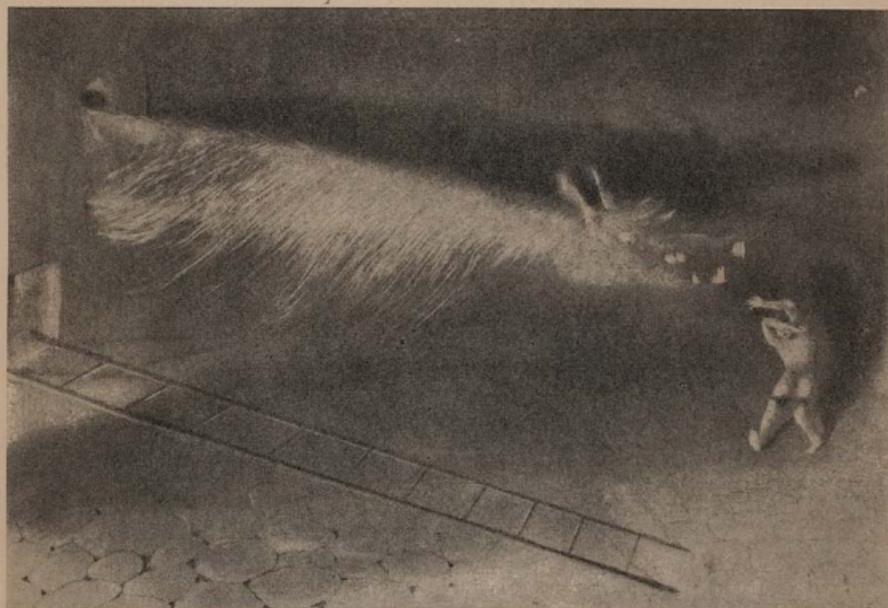
Tausendmal, hunderttausendmal hatte er dies Wort im Munde geführt, in seinem bisherigen Leben, ohne mit ihm einen bestimmten Begriff zu verbinden, ohne sich dabei etwas zu denken. Es gab ja nicht nur eine Freiheit — ungezählte Freiheiten gab es und jede bedeutete etwas anderes. Es gab die Freiheit der Kunst und die Freiheit der Gedanken, die Freiheit der Arztwahl bei den Versicherten und die politische Freiheit eines Volkes. Bei ungezählten wichtigen Anlässen, am Bierisch und im Kegellklub, wurde dieses Wort gebraucht und mißbraucht und zur armseligen Scheidemünze entwertet. Und seines eigentlichen, heiligen Sinns beraubt. Nein, er hatte nie gewußt, was Freiheit war. Aber jetzt — jetzt wußte er es.

Freiheit, dachte der Mann, das ist: an einen solchen milden, warmen Spätsommerabend, wie er wohl heute draußen über die Erde hinabgesunken ist, seine Wohnung verlassen dürfen und sich irgendwo am Wiesende, vor den Toren der Stadt, hinlegen, dem einmüßig-zärtlichen Lied der Grillen lauschen und sich mit den Blicken an die weite Unendlichkeit des Himmels verlieren dürfen. Freiheit, das heißt, mit einem geliebten Menschen die Schönheit der Welt und die süße Trauer

dieser Welt in sich aufnehmen, in sich hinein-trinken, jederzeit die warme Nähe dieses Menschen spüren und wissen: was auch geschieht — hier ist einer, der mit mir fühlt, der zu mir gehört. Der meine beschiedenen Freuden teilt und mir die Sorgen tragen hilft, die mich bedrücken. Der mit einem Kuß oder mit einem Lächeln von mir nimmt, was mich belastet, und mit leisen, zärtlichen Händen mir die Falten aus der Stirne streicht. Freiheit, das ist das Recht, sein Dasein und des Alltags flüchtige Stunden nach eigenem Willen zu regeln und zu erfüllen, sein Schicksal zu schmiden und seine Zukunft zu formen. Ungehindert sich bewegen zu dürfen, gebunden lediglich durch die Pflichten der Arbeit, des Berufs, durch die Vorzeichen des Rechts, der Sitte und der Gerechtigkeit.

„Es läßt sich nicht definieren, nur fühlen, was Freiheit ist“, dachte der Mann in der Zelle. „Und es läßt sich ganz erschließen erst dann, wenn man die Freiheit verloren hat. Wenn eines Kerkers Mauer uns umschließt und ein anderer Wille mächtig in den unfern hineingreift, uns hindert, das zu tun, was wir so gern tun würden, das zu lassen, was wir so gern lassen wollten.“

„Es ist mit der Freiheit wie mit dem Beut“.





Südliche Küste

Hans Thoma

dachte der Einsame. Solange zu jeder Mahlzeit ein Korb mit süßchen, köstlich duftenden Brotschnitten auf unserm Tisch steht, nehmen wir es, genießen wir es wie etwas Selbstverständliches, danklos. Und erst wenn einmal der Hunger in unsern Eingeweiden wühlt, wenn wir seit Tagen keinen Bissen über die Lippen gebracht haben, dann erst erleben wir, was das Brot für uns bedeutet: dieses alltägliche, einfache, ganz gewöhnliche Brot."

Dem Mann in der Zelle stieg plötzlich eine ungeheure Bitterkeit, eine grenzenlose Verzweiflung in der Seele hoch. Er fragte sich nicht, ob er zu Recht oder zu Unrecht hierher geraten sei. Er wollte es nicht entscheiden, es erschien ihm unwichtig in jeder Beziehung. Wichtig war nur das andere: die nacht-, brutale Tatsache und die Gewissheit, daß er dies so plötzlich veränderte Dasein, diesen Verlust der Freiheit nicht länger ertragen könnte. Nicht einen Tag, nicht eine Sekunde länger.

Einen Augenblick noch gingen seine Gedanken hinüber zu seiner Frau, zu seinen Kindern. Er versuchte sich vorzustellen, wie sie sich um ihn sorgen und grämen würden, wie schwer sich ihr Leben gestalten würde, bis zur endgültigen Entscheidung über sein Schicksal. Aber gerade diese Vorstellung war es, die ihn in seinen Entschluß bekräftigte.

Man hatte ihm bei der Einlieferung jedes Werkzeug, mit dessen Hilfe er sich irgendeinen Schaden hätte antun können, fortgenommen: das Taschenmesser, die Nagelschere, den Epiegel. Nur eines hatte man vergessen — die Hojentägar.

Der Mann erhob sich vorsichtig und geräuschlos von seinem Lager. Im Dunkeln fand er, was er suchte, und mühseliger als er erwartet hatte, gelang es ihm, diese Hojentägar am Gitter des Fensters festzuknipfen.

Nach entschlossen legte er die Schlinge um seinen Hals — der große Sprung in die Dunkelheit konnte erfolgen ...

Aber dieser Erfolg eines häßlichen Streiches ertrug nicht die Last des schweren Körpers. Hart fiel der Mann auf den Boden. Und plötzlich wurde es ganz hell um ihn.

Er sah seine Frau — lächelnd, halb und halb besorgt beugte sie sich über ihn.

"Aber Willi", jagte sie, "was für verrücktes Zeug mußt du zusammengeträumt haben, daß du wie ein kleines Kind aus dem Bette fällst."

Er gab keine Antwort. Er mußte sich erst zurechtfinden. Sah seine Frau an, mit Blicken, die aus einer ungeheuren und furchtbaren Ferne zurückkamen. Mit leeren und furcht-erregenden Blicken.

"Was hast du nur?" fragte die Frau entsetzt.

"Ein schlechtes Gewissen", erwiderte der Mann, und ein kalter Schauer rieselte über seinen Rücken, während er lebend in sein Bett zurückfiel.

Kleine Ursachen . . .

Im Künstlercafé saßen ein paar Librettisten und Komponisten bei ihrer gewohnten Nummopartie.

Pfötzlich schmiß einer der Librett-

tisten seine Karten hin und tief aufgeregt: "Moment, meine Herren, ich hab' grad einen sehr netten Einfall für ein Libretto, den muß ich mir sofort notieren!"

Er sprach und holte ein ver-

wittertes Notizbüchlein heraus.

Da meinte sinnend der alte Journalist B.: "Das ist doch eigentlich ein Wunder, heute noch eine kleine, witternde Operettenidee — die Ein-

gebung eines Augenblicks — und in ein paar Monaten wird aus dem kleinwüchsigen Einfall schon eine Riesenspektakel mit hunderttausend Schilling Defizit geworden sein!"

R.



Dr. jur. Otto, Junggeheile mittleren Alters, unterhielt eine kleine Anwaltskanzlei und in dieser als Sekretärin Fräulein Gläre Mayer, das ungeheuer tüchtig war und zu dem bildhübsch. Ihm jedoch, da er äußerst zersplittert war, entging, daß sie hübsch war. Er sah sie nicht — wie man das Glas der Scheibe nicht sieht, durch die man während des Vorganges draußen beobachtet, spürte sie nicht, wie man sein Scherzgericht nicht spürt. Tüchtig war sie, so tüchtig, daß seine Kanzlei ohne sie nicht denkbar gewesen. Ja, wäre Otto nicht so zersplittert gewesen und hätte er einmal scharf nachgedacht: sein Leben war (da sein Beruf sein Leben war) ohne Gläre Mayer nicht denkbar.

Ihm aber stand als Junggeheile und Privatmann der Sinn nach einem Fräulein Merlin, einer strahlenden Dame, die jüngst im Städtchen eine Leihbibliothek moderner und allermoderner Autoren eröffnet hatte. Dem Doktor, einen grüßlich bedachtigamen Natur, prädestiniert wie kaum einer für die tief-schürfenden Wirkungen moderner Literatur, entging es trotz seiner Zersplittertheit nicht, daß Fräulein Merlin um ein Erstklassiges höher erstrebte, als das Lächeln betrat, doch ihm kam nicht der schwarze Verdacht, dies könne nur dem Abonnenten in ihm gelten. So konnte es denn geschehen, daß es, völlig gefahrlos zwar und kaum von den Beteiligten selbst recht bemerkt, zu einer schlappen Doktor Otteros kam. Der harmlose Vorgang spielte sich mitten im Lächelnsfluß ab, als Otto schnell noch eines Buches, der abendlichen Beslektüre, bedurfte. Verstehtlich im hastigen Wählen berührte seine Hand das weiße Händchen der Strahlenden, und er, zersplittert wie er nun einmal war, zog es galant an seine Lippen. Die Strahlende aber verfiel ihm ganz nebenhin einen kurzen Klaps, der seinen kleinen Finger streifte. Dabei sah sie ihn flüchtig an und, ebenso flüchtig, empfindend Den im schwarzen Abend, daß sie so sonnenpathisches Gesichts in Wirklichkeit falschnäsig bis ins Mark war. Doch, wie gesagt, er hatte den unscheinbaren Vorgang schon vergessen, als Fräulein Merlin strahlend wie stets zur Tagesordnung, nämlich zum Lächelnsfluß, überging.

Ein anderes war's um Gläre Mayer. Ihrem Scharfsinn war die Passion des Doktors nicht entgangen; sie litt wie nur je das schwärmerische Herzchen einer für den Chef erbarnten Angestellten, der aus Zersplittertheit ihrer nicht acht hat, zu leiden vermag.

Es gab viel zu tun, und Otto kam nicht zum Lesen. Kam er jedoch, abends solid und einsam in seinem Bette liegend, dazu, so hatte er selbstamweise keine Lust, das neue Buch gerade heute anzubrechen, und vertiefte sich lieber in eine Zeitung. Darüber verging im Abonnement bald der Monat, der neue Monat brach an, und eines Tages stand Gläre Mayer in der Tür und sprach mit einer Stimme, die

nicht ins engere Getriebe der Kanzlei gehörte: „Am Telephon ist die Bücherei Merlin, Herr Doktor möchte sein Abonnement erneuern!“ War es das Tremolo und dem gewissermaßen seufzten Schminke rechner Augen ein Ectron von Färllichkeit ins Zimmer gekommen war. Aber er dachte darüber nicht nach.

Vier ganze Wochen vergingen, der Teufel mochte wissen, wie es zuging, Otto kam nicht zum Lesen. Eines Tages stand jodermalst wieder das Tremolo in der Tür und sagte diesmal mit sanft erlauteter Ironie: „Am Telephon ist die Bücherei Merlin...“ Und wieder der seufzte Glanz rechner Augen... Der Doktor hatte die unklare Empfindung, diesen, genau diesen gleichen angenehmen Augenblick schon einmal erlebt zu haben. Er stieg die Kopf in die Hand und sann darüber nach, ohne jedoch, da er ja viel zu zersplittert war, zu einem Ergebnis zu kommen. Die kleine Reise, die er bald darauf unternahm, dehnte sich in die Länge, und als er endlich wieder in seiner Kanzlei stand, war es auch nur für diesen einen Tag, denn mit dem morgigen war er entlassenen, endlich den lang hinausgeschobenen Urlaub anzutreten. Mit dem nicht dem Getriebe der Kanzlei zugehörigen Tremolo der hübschen Stimme meldete aber Gläre Mayer, daß die Bücherei Merlin (sie lächelte) diesmal darauf bestche, Herrn Doktor persönlich zu sprechen. Aus der Mäusel Klang ertregt ein Nehezengel, durch dessen strahlende Kabinen ein mißvoll verhaltenes Reifen kraste — vier Monate Abonnementsgebühren macht so umviel viel... das Buch als solches kostet... ergo wäre der Herr Doktor besser gefahren, er hätte sich gleich im Laden neu gekauft... Verschwendung, Unannehmlichkeit, Erschlamperi... o bitte sehr, danke sehr, Herr Doktor. Obgleich sich Otto an die Seiten geschlagen und lachend versprochen hatte, selbstverständlich noch heute nachmittag vorbeizukommen und alles zu erledigen, — zersplittert wie er nun einmal war, vergaß er es.

Als er von seinem Urlaub zurückkehrte, stand, mit ihrem süßesten Lächeln um das samtene Mäulchen, Gläre Mayer mit einer Geschäftsverladung in Händen da... die Bücherei Merlin hatte geflagt. Da aber Herr Doktor die letzte Zeit nicht zu erreichen gewesen, sei inzwischen der Pfändungsbesehl ergegangen. Zorn erfasste den Chef, er funkelte die Angestellten an: „Zum Donnerwetter, warum haben Sie denn nicht das Buch einfach...“

Die reizendste Bemerkung überzog in rother Weise das hübsche Antlitz Fräulein Mayer, und ihre Hände, die den amlichen Zettel hielten, begannen zu zittern. Das Buch lag ja auf seinem Nachtschisch, seit ihm ein.

„Aber da muß man ja sofort —“

„Ja freilich“, sagte Gläre, „da muß man sofort — ihre Blicke trafen sich, Nachtischchen, Wiedersehensfreude, geheime Sehnsucht der Gläre, Angst vor der Pfändung — alles verwirrt sich und wickelte durcheinander und bewirkte jäh jenes Wunder, daß Otto plötzlich wie aus einem Traume zum hellen Bewußtsein erwachte. „Aber da muß man ja sofort...“ wiederholte er etwas blöde und schloß die zitternde Gläre — sofort — in die Arme.

Nach einer kleinen Weile, in der der Doktor, aus aller Zersplittertheit erwacht, ungeführt folgendes dachte: nicht zu merken, was mit mir los war, das kommt von den tief-schürfenden Wirkungen moderner Literatur... zwischerte Gläre:

„War es wenigstens interessant, das Buch?“

„Jeh hab's zwar nicht gelesen, das Buch, doch war's eine schwere Lektüre. Du siehst, was es gebraucht hat, bis sie sich endlich kriegen!“

Am seltenen Tage noch wurde, aus Angst vor der Pfändung, die Bücherei Merlin von einer Dame betreten, die das Unmögliche zu erweachen, stärker als die Merlin selbst zu strahlen. Alle Verbindlichkeiten wurden beglichen, und Doktor Otto — der Merlin Gestalt erlebte — als Abonnent für die Zukunft gestrichen.



Urwald-Symphonie

Sendend brennt die Tropen Sonne auf die Urwaldblühtung.
Im Schatten eines Affenbrotbaumes ruht eine Gazelle.
Papageien kreischen, Affen tollern in den Zweigen, und eine Kobza hängt träge im Geäst des Drachenbaumes.

Orell trompetend stürzt ein Elefant aus dem Dickicht.
Die Gazelle flüchtet, und mit mächtigen Sprüngen heßt sie ein Löwe nach... Jünglinge teilen sich die Büsche.

Ein Jäger, die Büsche schußbereit im Arm, erscheint an der Spitze einer Eingebornenschar.

„Wo ist der Gefangene?“ fragt der Jäger, und der Häuptling der Wilden zeigt mit weitausholender Gebärde auf einen gefesselten Araber, den man in die Mitte der Lichtung schleift.

Der Jäger wirft dem Gefangenen einen haßgefüllten Blick zu.
„Vergesst nicht“, ruft er, „daß er die Kose des Urwaldes, die Kose der Wildnis, dem König Matombe ausgeliefert hat!“

Die Wilden heulen auf und der Araber gerät verzweifelt an seinen Fesseln.

„Vergesst nicht“, gellen die Worte des Jägers, „daß der Schurke Inzucht eure Hütten und Dörfer verbrannt, daß er eure Väter, Mütter, Brüder und Schwwestern als Sklaven verkauft... Vergesst es nicht!“

Der Jäger schultert das Gewehr, einen letzten, langen, drohenden Blick wirft er den Gefangenen zu, dann verschwindet er im Schatten des Boabab.

Ein Schreien, Loben, Brüllen zerreißt die Luft, tausend blutiger Leuzer scheinen losgelassen, schwarze Körper winden sich gleich Schlangen, Affgäna und Keulen wirbeln durch die Luft, bis endlich ein unmenschlicher Schrei aufgellt und der Gefangene zu Boden sinkt.

Nach flackert ein Feuer auf, und die entfesselte Herde rüftet zum kammibalischen Mahl.

Da stürzt ein Mann im Tropenanzug zwischen die wildtobende Schaar und brüllt, das dämonische Getöse überhöhend:

„Was — was soll das heißen? Ist das alles?“

„Was sonst, Massa?“ fragt der Kammibaleshäuptling, seine weißen Zähne zeigend.

„Das nennt ihr Mutter?“ schreit der Mann im Tropenanzug. „Einfach totschlagen und aufessen, das kann jeder Kotzot... Euch mag es genügen, aber mit ist es zu wenig! An den Mutterpfahl müßt ihr ihn binden!“

„Mutterpfahl?“ rollt der Kammibaleshäuptling die Augen.

„Mit Messern müßt ihr werfen —“

„Messertwerfen —“

„Und skalpieren müßt ihr ihn!“ geifert der Mann im Tropenanzug. Plötzlich reißt dem Kammibaleshäuptling die Geduld.

„Ja — ja — was fällt Ihnen denn ein?“ schnauzt er den Mann im Tropenanzug an, „wir haben mit unserm Elefanten, dem Löwen, der Kobza, den Affen und der Gazelle schon für Pathé, Fox und die United-Artists gefilmt und alle waren zufrieden mit uns — und Sie wollen nödeln? Ich mache Sie aufmerksam, daß Sie allein schon mit Ihrer Honorarschinderei gegen den Kollektivvertrag verstoßen haben, ganz abgesehen davon, daß sie ein kammibalisch schlechter Regisseur sind!“

Wir würden uns ja vor dem Kinopublikum der ganzen Welt blamieren, wenn wir uns benehmen wollten, wie Sie es sich vorzustellen beliebt! Mitten im düstesten Afrika sollen wir uns benehmen wie Sioux-Indianer? ... Herr, bei Ihnen werden organisierte Kulturfilmdarsteller nicht mehr filmen, dafür lassen Sie mich sorgen... In Afrika sind Sie erwidert... Good bye, drehen Sie sich Ihren Skrodilimist allein!

... Sie Europäer!“

Ruboy

Das Programm

Im Gebäude eines derzeit geschlossenen Wiener Rauchtheaters befindet sich ein sehr beachtliches Restaurant.

Ein äußerst frequentiertes Restaurant, dessen ausgezeichnete, billige Küche von jedermann geschätzt wird.

Kommt dieser Tage ein Herr mit dem Wirt ins Gespräch.

„Ich“, sagt der Herr, „ich an Ihrer Stelle, ich würde das Theater wieder eröffnen... Sie sind der geeignete Mann dazu... Mit Spezialitäten hat man noch immer ein Geschäft gemacht!“

„Ich weiß nicht?“ zweifelt der Wirt, „das Publikum hat kein Interesse für die Kunst — und gar so leicht ist es auch nicht, ein geeignetes Programm zusammenzustellen!“

„Kunst? ... Programm? ...“ sagt der Herr erstaunt, „das kann Ihnen doch egal sein... Ihr Gulasch, Herr Wirt, Ihr Gulasch ist die Hauptsache!“

H. K. B.

Frechheit

Frechdachs meldet seinen Besuch an.

„Die gnädige Frau sitzt im Bad.“

„Das macht nichts, Ich kann schwimmen.“

i. h. r.



Rückkehr von der Skipartie

Der Direktor: „Was, eine Rechnung über 20 Mark? Ja, habt ihr denn während meiner Abwesenheit eine Prunkpartie ausgestellt?“

Die Spanier sind nicht einig —

Anton Leidl



ob sie ihre Regierungen nach dem von der französischen Revolution erfundenen System



oder nach der 1933 von Kuba entwickelten Manier stürzen sollen

deshalb ist das Land so unruhig

Paul ist unsicher

Von Fritz Schild

„Es gibt nichts Lächerlicheres als einen eiferjüchtigen Mann“, sagte Paul zu seinem Freund, der ironisch verneinend lächelte. „Ich habe mich auch immer bemüht, diesen, leider Gottes, so gebräuchlichen Unfimm nicht mitzumachen. Was mir, wie du zugeben wirst, bisher restlos gelungen ist. Nun aber diese Geschichte mit Eisa! Ich bin ja gewiß auch da nicht eiferjüchtig. Aber irgendwie unsicher bin ich geworden. Wenn sie zu mir kommt und ihr Gesicht eine etwas stärkere Röte aufweist

als sonst, ihr Haar ein wenig in Unordnung geraten ist, so fühle ich so eine dumme Beklemmung. Ist sie ausgelassen lustig, so verstimmt es mich. Wer ist der Urheber dieser Ausgelassenheit? Ist sie melancholisch nachdenklich, so irritiert es mich. Wer ist schuld an dieser Melancholie? Erzählt sie mir von kleinen, harmlosen Abenteuern, die sie erlebte, denke ich, daß sie das nur tut, um mich in Sicherheit zu wiegen. Erzählt sie mir nichts, dann weiß ich, daß sie mir die schrecklichsten Dinge verheimlicht. Oft verbringt sie Stunden bei ihrer Schneidecin. Ich weiß, daß die Frauen heute nicht mehr mit so ungeheuerlichen Ausreden arbeiten, und doch traue ich dieser

Schneidecin nicht. Sieht mich Eisa naïv an, dann denke ich das als Schuldverweisung. Eiferjüchtig bin ich ja nicht, aber irgendwie...“

Paul legte sein rundliches Gesicht in verzworfvoll gequälte Falten. Der Freund lächelte. Das entbot ihm einer weiteren Antwort.

Vier Wochen später saßen sie einander wieder gegenüber. „Bist du noch immer eiferjüchtig?“ fragte der Freund.

Paul sagte beiläufig: „Ich war es nie!“

„Bist du noch unsicher?“ verbesseerte sich der andere.

Paul lächelte überlegen: „Eiferjucht ist sinnlos. Ich befinde mich in vollkommen seltschem Gleichgewicht.“ „Und wenn Eisa gerötet ins Zimmer tritt, wenn sie sich ausgelassen und melancholisch gebärdet, wenn sie immer wieder zu ihrer Schneidecin geht, wenn sie naïv tut oder den Blick abwendet?“

„Das alles kann meine Gesinnung nicht stören.“

„Ja, wie ist denn plötzlich ein solcher Gefühlsausbruch eingetreten?“

„Nichts ist lächerlicher als ein eiferjüchtiger Mann. Eisa würde man entweichen, wenn man sich von so lächerlichen Gefühlen beherzigen ließe. Sie ist eine ganz seltene Frau! Ich lasse sie jetzt von einem Detektiv überwachen!“

IRRTUM

Carujo fuhr feinerzeit von Capri nach Köln.

Untervogels stieg einer ein. Stellte sich vor:

„Mag Meier“ mein wertter Name.“

„Carujo“, erwiderte der große Sänger.

Mag Meier staunte Bauklöser.

„Der berühmte Mann?“ ver-gewisserte er sich.

„Ich glaube.“

Carujo lächelte geschmeichelt. Mag Meier atmete Ehsfurcht und sagte:

„Ich habe schon viel von Ihnen gelesen — von Robinson Carujo — welche Ehre, einen so berühmten Weltumsegler kennenzulernen — und wie geht es Ihrem Freund Freitag?“

j. h. r.

RECHNEN

Der Lehrer prüft die Kenntnisse im Rechnen.

„Wieviel ist die Hälfte eines Viertels?“ fragte er.

Der Schüler sagte:

„Nul nicht, Herr Lehrer.“

j. h. r.

Josef Gels



In 100 Jahren der Held von 1000 Büchern

Kaspar Hauser: „Gönnen Sie mir endlich Ruhe, ich weiß selbst nicht, ob ich ein Prinz bin, oder nicht.“
Herr Memoirenschreiber: „Um so besser, desto länger wird man von Ihnen zehren können.“



ferner Klick diese wichtige Urkunde bei einer Schneeballschlacht verlieren muß, um später wie weiland Emil und seine Detektive dahinter her zu sein — das will nicht recht munden. Sehr reizvoll aber und durch das Auge eines echten Dichters gesehen sind mancherlei Einzelheiten und Gestalten, so der Hustenonkel, der eine kleine Tierhandlung mit Papageien und Springmäusen hat, die Zeitungskrau Mittwoch und ihre tapfere kleine Nichte Ali, und vor allem Klick selbst, dieser aufgeweckte lebenstüchtige Junge, der sich niemals unterkriegen läßt und fröhlich seines Weges geht. Und um solcher tapferen Heiterkeit willen wird man über alles Kindlich-Unwahrscheinliche schließlich doch noch hinwegsehen können.

Karl Ude

STOLZ

Tell hat Telephon.
Echt gestern.
Tell ist nämlich stolz darauf.
Erstt einm.
Eagt zu ihm:

„Rufen Sie mich gelegentlich an.“
„Haben Sie Telephon, Tell?“
Meint Tell empört:
„Das wissen Sie nicht? Ja, lesen Sie denn kein Telephonbuch?“
j. h. r.

Paul de Kruif, Kämpfer für das Leben. (Im Verlag Ullstein, Berlin.)

Es scheint, als hätte dieser Stoffkreis auf diese Darstellungsweise gewartet. Die Irrgänge Bantings, der das Insulin in demselben Augenblick entdeckt hat, wo er verzweifelt den ganzen Laboratoriumskram hinter sich läßt und die Bahn besteigt, die Fesselung des „bleichen Dämons“, des Syphiliserregers, durch Schauglühn und Wagner-Jauregg, — das alles, exakte Wissenschaft, wird erzählt mit der Wucht und Gegenwärtigkeit glühender Dichtung. Sagt man noch, zu all dem sei auch der mitreißendste Humor in dem Buch, so bleibt nichts anderes mehr übrig, als de Kruif zu lesen.

Dr. H. A. T.

Svend Fleuron: Kallus, der Ameisengeneral. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.)

Der dänische Meister der Tiergeschichte schildert hier das Treiben im Ameisenstaat mit seinen verschiedenen Berufskasten, den Arbeitstieren, Sklavengängern, Bauarbeitern und Brutpflegern, die alle nur ein Ziel vor Augen haben: Das Wohl des Staates. An Hand der Lebensgeschichte des Abenteurers Kallus, eines Kriegers- und Rauffeldens, versteht es Fleuron, den naturwissenschaftlichen Stoff anschaulich abzuwandeln und vergleichende Parallelen zum menschlichen Leben zu ziehen. Wenn auch die Schilderung formal nicht ganz in sich geschlossen ist, so fesselt dies Büchlein doch stärker als mancher dicker psychologisierende Roman.

Karl Kurt Wolter

Friedrich Schnack: „Klick aus dem Spitzengulden“. Roman für das große und kleine Volk. 193 Seiten. Insel-Verlag, Leipzig.

Friedrich Schnack, der schon in seinen „Goldgräbern in Franken“ auf recht poetische Art ein Stückler Jungenromantik zu geben verstand, hat nun ein neues Buch geschrieben, in dem nicht nur Kinder vorkommen, sondern das auch für Kinder gedacht ist. Und wenn nicht alles trägt, werden diese eher auf ihre Kosten kommen als „das große Volk“, das der Dichter auch unter seinen Lesern wissen möchte, denn dieses wird doch mancherlei Gemachtes und auch Bekanntes in der unbekanntesten Erzählung finden müssen. Daß Klick nämlich, der arme Bub eines armen Spielwarenladen-Buchhalters, nicht nur ein Los kauft, sondern daß dieses auch einen Hauptgewinn einträgt, daß



Seller

Der Protz

„Fahren Sie auch Ski, Herr Meier?“
„Selber nicht! Aber ich habe mir dafür den jungen Mann da draußen engagiert!“

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

a. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette, 40 Bände; Die Vorkeschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (Herausgegeben von Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 10 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Fürst (Felix-Meiner-Verlag); vollständiger Schönes Europäischer Geschichtskalender (Beck'sche Verlagsbuchhandlung); Handbuch der Staatswissenschaften, Handbuch der Rechtswissenschaft; Memoiren, Biographien, Gesammelte Werke, Lexikon, Bibliothek, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigste europäische schone Literatur

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend“

Neurasthenie

Nervenschwäche. Nervenerzitterung verb. mit Schwächen d. best. Kräfte. Wie ist dieses v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Wertvoller, u. neuest. Erfahrungen bearbeitet. Ratgeber für jedermann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. (Eig. Einsendg. v. M. 1,50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).)

30 Fl. feinste Weine
9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme.
Kappesser Ww., Hahnheim 53
b. Nierstein

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerlei mit angelegentlichstem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhafte

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend“, München, Heristrasse 10.

Gebrauchte

ADRESSIERMASCHINE

wird preiswert abgegeben
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10/1

Insrieren bringt Gewinn!



B 01 d

Symphonie im Parkett

Von Weare Holbrook

Es gibt gewisse standhafte Musikfreunde, die sich bei bestem Willen mit dem Radio nicht anfreunden können. Sie mögen zugeben, daß die Konzertprogramme gut ausgewählt, die Exécution technisch vollkommen und ein Reizgefühl zu Hause bequemer ist als ein Galeriestuhl im Konzertsaal — aber, so wenden sie ein, es ist doch nicht das Richtige. Es fehlt die gefühlsmäßige Atmosphäre, die Massenwirkung des Konzerts, es fehlt, kurz und gut, das Publikum!

Ein Veteran des Konzertsaals kommt sich vor dem Lautsprecher in der Tat wie der treue Anhänger einer Fußballmannschaft auf einem menschlichen Sportplatz vor. Wenn das Finale eines Musikstücks verklängt, erschauert er in dem Bewußtsein, daß kein noch so kräftiges Applaudieren die schwitzenden Künstler zu einer Jagade veranlassen wird und daß er nicht das geringste dagegen unternehmen kann, daß dem Konzert in einer Minute der Wetterbericht folgt.

Was der eingeleitete Konzertbesucher aber in der allerhöchsten Weise von dem Radio vermisst, ist die Möglichkeit, seinen Nachbarn durch „M's“ aller Abstufungen Schwächen zu gebieten. Jahrelange Erfahrung machte ihn zu einem Meister in dieser Kunst und in einem auch nur einigermaßen besuchten Konzert gibt es stets waidige Gegenstände solcher Zurechtweisung. Zwischen M's-Rufen und Applaudieren ist der wahre Konzertliebhaber ebenso geschäftig wie der Mann auf dem Podium, der die Kesselpunkte spielt — und er hat jene Freude denn. Des verleiht ihm das Bewußtsein, selbst ein Teil des Drehstells zu sein. Denn unser Veteran des Konzertsaals ist eine Mischung von Büttel und Oberführer des Heilsalls, der sich selbst in das Amt des Bewahrers der Ordnung eingereiht hat. Im Bereiche der Musik sind die Verbraucher ebenso temperamentvoll wie die Erzeuger. Toscaninis wildeste Leidenschaft erreicht nie die Enttäuschung des älteren Herrn in der 17. Parkettreihe, Eiß Nr. 37, über die schokoladennabende junge Dame in der 16. Reihe, Eiß Nr. 24.

Und es gibt nicht wenige Konzerte, bei denen die Zubereiterschaft eine bedeutendere Rolle als das Drehstiel spielt — und häufig auch hörbarer ist als dieses. Angesichts der vielen neuen musikalischen Experimente, die uns heute dargeboten werden, muß es überreichen, daß noch kein Kompensist es unternommen hat, den gewaltigen Tonumfang, den so ein Konzertpublikum hervorbringt, harmonisch zusammenzufassen. Ihn in Fugen zu zerlegen und dem einzelnen Konzertbesucher die Möglichkeit zu geben, sich, ohne von Bruchstücken, Beethoven oder Bach in föhrender Weise unterbrochen zu werden, auf seine Weise zu entfallen.

Um nicht allzu unbestimmt zu sein, habe ich hier den Grundriß zu einer Symphonie mit dem Titel „Sonnabendnachmittag“ dar — ein Werk, das Schuberts „Unvollendeter Symphonie“ den Rang ablaufen sollte, da es doch nicht einmal angefangen werden ist. Es ist für ein Drehstiel von 426 Zuhörern komponiert.

Die Symphonie in ihrer Gesamtheit stellt ein Tongemälde der Geschichte der Neuen Welt dar. Im Einleitungsatz, der melodisch die Ankunft der ersten weißen Siedler schildert (Lante Calalua mit ihren zwei Nichten), hören wir den Rhythmus des Aufklappens der Segel, der an den dumpfen Schlag indianscher Kriegstrommeln gemahnt, begleitet von Anrufen der Begrüßung (Lante Calalua hat Frau Maier am anderen Ende des Coales erkannt, aber Frau Maier hat Lante Calalua noch nicht erkannt), womit der Übergang zum zweiten Satz gegeben ist.

Der zweite Satz besteht in Vielfachheit aus zwölf Sätzen — weil jeder in der Reihe aufstehen muß, um Lante Calalua durchzulassen. Das ist eine schwierige Wanderung, die an das Vordringen der Penicilline nach Westen gemahnt. Das kuckuckähnliche Motiv, das immer wieder auftaucht (Paradox!) wird von Lante Calalua hervorgerufen, während sie sich über die Felsen der anderen ihren Pfad bahnt. Es ist ein Motiv

der hoffnungsvollen Selbstbehauptung und des Kampfes. Im Hintergrund hören wir das Grollen der Wäße der sich von ihren Etagen Erheben und das Zittern der Eisflächen bringt eine klagende Note in ihren Chor.

Der dritte Satz — vivace scherzando — wird durch ein Solo Frau Maierers eingeleitet, die Lante Calalua erkennt und aufsteht, um sie zu begrüßen. Es wird unterbrochen durch ein „Und wie geht's den lieben Kindern?“, dem mehrere Variationen des gleichen Motivs folgen.

Unvermittelt erreichen wir den vierten Satz „Allegretto Garbo“; Lante Calalua hat Frau Maier verprochen, sie am Dienstag nachmittags halb drei zu besuchen, wenn nicht die Lehmanns kommen. Der Grundgedanke der Symphonie — nämlich die Geschichte der Neuen Welt — ist abhanden gekommen. Und ebenso Lante Calalias Augenkläfer. Sie stößt fortissimo in einen Mann, der ihr mit einem Pappebedeckter Maßstab entgegenkommt.

Zu diesem Zeitpunkt kann es kaum länger übersehen werden, daß auf dem Podium ein Streichquartett aufgetaucht ist, das sich vergeblich bemüht, ein kleines Musikstück Papa Hansens zu Gehör zu bringen. Das Publikum antwortet jedoch mit der Gewalt Wienerischer Musik. Ein Husten, Blüsten, Programmumscheln und berätselte M's-M's-Rufe ertönen. Ein alter Herr in der siebenten Reihe schneuzt sich maestoso, siebzehn Damen lassen ihre Handtaschen staccato zu Boden fallen und die Köbner der Dampfheizung trommeln obligato. Es ist das Drehstiel aller. Die Symphonie aller gegen alle.

Bei einiger Vorsicht in der Gruppierung des Auditoriums können die besuchsmäßigen Musiker leicht vollständig entbort werden. Die Programme und Literaturstärker würden ganz links, entsprechend den Streichinstrumenten, Platz finden, die Hüster und Ritzer links von der Mitte an Stelle der Blasinstrumente, die Schmeurer rechts von ihnen gegenüber den Blechinstrumenten und die Fußstärker und Zätschen-Kimmerverfeiner an der äußersten Linken. Dann würde der Dirigent das Auditorium an Stelle des Drehstells ins Auge fassen und seine klanglichen Darbietungen mit seinem Taktstoch herausfordern und lenken. Auf Grund einer solchen Anordnung wäre es möglich, Konzerte des Volkes, das das Volk und trotz dem Volke zu hören. Nechstei würden einige Konzertbesucher aus Gelegenheit haben, herauszubekommen, wie die Vorderseite eines Konzertdiegenen aussieht. Ich habe schon oft darüber nachgedacht...

(Aufbereitete Übersetzung aus dem Amerikanischen.)

Abgereiste Freundin . . .

Du bist nun schon drei Stunden unterwegs:
Die Mitternacht häuht schlüfrig im Couvé.
Du hästler in der Zeitung knabberst Keks,
und zwischen durch tut dir das Herz ein bißchen weh.

Man kann sich plötzlich auseinanderleben
Uns auch es so — Es hat nicht gleich gekracht
Wohl aber blieb ganz innen etwas kleben
das trauert nun in diese leere Schlupfknack-Nacht.

Weiß Gott die Liebe sollte leichter sein!
An allen Ecken lauern die Probleme
und legen Schlümmen oder stellen Bein
damit man nur nicht ganz zu eitel Frohsinn käme.

Na ja mein Kind, du fährst nun mal dahin.
Das Leben geht auf alle Fälle weiter.
Mal ist's total verkehrt Mal hat es Sinn.
Im Durchschnitt ähnelt's der bekannten Hühnerleiter.

Walter C. F. Lierke

Das Gesetzbuch

George H. Carpenter, Richter des Dreizehnten Gerichtsbezirks der Vereinigten Staaten, besuchte einen ihm befreundeten Rechtsanwalt in seinem Büro und versorgte beim Weggehen ein Gesetzbuch auf dem Schreibstisch seines Freundes. Der Advokat beauftragte seine Stenotypistin, dem Richter das Buch sozgleich zurückzustellen. „Fragen Sie ihn“, kurrerte er, „was er damit sagen wollte, daß er mir ein Gesetzbuch auf dem Tisch legt?“

Die Stenotypistin richtete die Befragung aus. „Fragen Sie ihn“, antwortete Carpenter, „wie er wußte, daß es ein Gesetzbuch war.“

L. K.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zwei-
farbigen Titelblätter der
„Jugend“ von Professor Karl
Bauer sind soeben als Einzel-
blätter auf Kunstdruckpapier
erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg.,
in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels

K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler

K. Bauer



Ministerpräsident Göring

K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg

K. Bauer



Reichstatthalter General Ritter v. Epp

K. Bauer



Reichsminister Darré

K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor
die Bildnisse von
Stabschef Ernst Röhm
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstraße 10



Reichsarbeitsminister Seldte

K. Bauer



DER MÜNCHNER REISENDE POSTILLON



Wochenschrift für Alt und Jung, Verlegt bey G. Hirsh.

1834



1. Jahrgang

Nr. 7

Zum Geleit!

Es sind nun gerade einhundert Jahre darüber verstrichen, denn es war am 7. Januar 1834, als sich trotz der eifigen Kälte vor dem Hause Herrnstraße 10 zu München eine schier unübersehbare Menschenmenge versammelt hatte. Kopf an Kopf staute sich die Masse hinter dem Rücken der zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgetretenen Bürgermiliz, und Tausende von Augen starrten seit dem frühen Morgen erwartungsvoll zum ersten Stockwerk des Hauses empor. Denn hier befand sich der Verlag des „Münchener reisenden Postillon“, eines Nachrichtenblattes, das für den genannten Tag sein erstmaliges Erscheinen angeht hatte.

Endlich gegen sechs Uhr abends öffnete sich ein Fenster, in seinem Rahmen erschien lächelnd Redakteur Kammerer, der nun mit den Worten „Auf geht's!“ Hunderttausende von noch druckwarmen Exemplaren des „Münchener reisenden Postillon“ unter die vor Begeisterung tobende Menge warf. Man rief sich buchstäblich um das Blatt, und jeder war glücklich, wenn er wenigstens ein Fetzchen des „Postillon“ nach Hause tragen konnte. Kein Zimmer, keine Kammer, kein noch so kleiner verschwiegener Raum, in dem sich nicht ein Leser oder eine Leserin mit wissensdürftigen Augen über das Blatt gebeugt hätte. Auch Lola Montez gehörte zu dem Kreis begeisterter Leserinnen, und als einmal vergessen wurde, den „Münchener reisenden Postillon“ auf die goldene Tablette zu legen, auf der ihr die frühstückschokolade gereicht wurde, da züchte die feurige Spanierin „Caramba!“

Zimmer höher und höher wurde die Auflage des „Münchener reisenden Postillon“. Druckmaschinen ließen sich warm, Zeitungsträgerinnen brachen unter der Last ihrer Bürde zusammen, und Redakteur Kammerer erkrankte an



1834

Gesundheit unseres Redakteurs stehen uns schließlich höher, als materieller Gewinn.

So möge er denn wieder hinausreiten, der „Postillon“, in das weite Land, und alt und jung das Neueste auf allen Gebieten künden! Wir sehen hie mit die vor hundert Jahren mit Nummer 6 abgebrochene Lieferung mit Nummer 7 fort. Jahresabonnements auf das Blatt, die noch aus der Zeit seines erstmaligen Erscheinens bestehen, behalten ohne Nachzahlung bis zum Jahre 1835 ihre volle Gültigkeit! Wir hoffen, daß dieses Zuworkommen bei unserm Leserkreise gebührende Anerkennung findet.

Un nun reite hinaus, Postillon, und blase!

Der Verlag
des
„Münchener reisenden Postillon“.

Die neuen Lieblinge des Münchner Tierparks

Am 5. December fand im englischen Unterhaus eine Debatte statt, die sich mit dem geheimnisvollen See-Ungeheuer von Loch Ness beschäftigte. In diesem schottischen See wurde bekanntlich schon vor Monaten ein Reptil beobachtet, das wohl neben dem Bayerischen Tagelwurm als letzter Vertreter der vorhistorischen Tierwelt gelten darf. Im Unterhaus stellte der konservative schottische Abgeordnete Anfruther-Gray die Frage, ob die Regierung im Interesse der Wissenschaft eine Untersuchung über das Vorhandensein eines Ungeheuers in dem See anstellen wolle.

Nachdem die Angelegenheit nunmehr bis zu diesem Punkt gediehen ist, darf es wohl in staatspolitischem Interesse liegen, der englischen Regierung nicht mehr länger zu verschweigen, daß ihr die

Unterernährung, da ihm selbst die Einführung von Nachtschichten nicht mehr erlaubte, eine Mahlzeit einzunehmen. So kam es denn, daß der „Postillon“ infolge seiner laminenhaft anwachsenden Auflage bereits mit Nummer 6 sein Erscheinen wieder einstellen mußte.

Die Verbesserung der Druckmaschinen sowie die technisch-organisatorischen Neuerungen im Verlags- und Betriebswesen lassen uns nun hoffen, unsere Aufgabe leichter bewältigen zu können, als dies noch vor hundert Jahren der Fall gewesen ist. So haben wir uns denn entschlossen, den „Münchener reisenden Postillon“ wieder in seinem alten Gewande erscheinen zu lassen. Es soll nur ein Versuch sein, ob wir der in Aussicht stehenden Nachfrage zu genügen vermögen. Denn die betriebsfähige Erhaltung unserer Druckmaschinen und die

deutsche Regierung ihre schweren Sorgen bereits abgenommen hat. Denn das Reptil befand sich bereits am 23. Oktober im Münchner Tierpark. Ganz heimlich hatte unser rühriger Direktor Heck eine dreihöpfige, aus entschlossenen Münchner Dienstmännern sorgfältig zusammengestellte Fang-Expedition ausgerüstet und nach dem Voch-See geleitet. Nur drei Nächte brauchten die kühnen Männer auf ihren, über das Ufer verteilten Hochsitzen auszuharren, als dem Dienstmann Ebenhofer der Fang des Ungeheuers gelang. Wir lassen den wackeren Jäger selbst über sein aufregendes Erlebnis berichten: „No, i sit' also auf mei'm Baum drob'n und schlaf a weng, auf oamoi mach't's unter mir „fch-fsch“. Wia i ablinf', is scho da, dös Quada. I also runter vom Bamm, und pack's Wiech im Untergriff. Aber no, mit ara Schlanga hab' i's halt no nia z'tuan g'habt, und wia i's am Schwarz umananda wuzel, beißt's ma mein' Stiefl weg. Hät' eahm ja dapagen a kinna, aber der Herr Direktor wollt's lebad hab'n. Also schmeiß' i halt dem Hundling a Handvoll Schnupftabak in die Aug'n, und wia's nacha nix mehr g'feh'n hat, roll' i's z'samm wie a Stieg'nläufer und verschnür's.“

Als Teppich deklariert wurde das Tier auch verpackt und im Münchner Tierpark eingeliefert. Es erwies sich bei der Untersuchung als weibliches Exemplar



einer Seeschlangenart aus dem Refozoiikum, wie sie noch vor kaum 130 Millionen Jahren nicht allzu selten waren. Nun wollte es aber ein glücklicher Zufall, daß es wenige Wochen vor dem Fang der Voch-See-Schlange dem Forstgehilfen Obermayer von Baarischzell gelungen war, des Tadelwurms habhaft zu werden, jener ebenfalls aus dem Refozoiikum stammenden Riesenechse der bayerischen Alpen. Nachdem sich das

Tier als männliches Exemplar erwies, lag es für den Direktor Heck wohl nahe, Kreuzungsverfuche mit den beiden Tieren zu unternehmen. Ein rascher Erfolg belohnte die aufgewendete Mühe, denn schon nach neun Wochen krabbelten vier allerliebste Tadelwürmchen, beziehungsweise Voch-Nehsen, um das Muttertier herum. Es bereitet alt und jung helle Freude, die Fütterung der possierlichen Kleinen zu beobachten,

Das schönste und wertvollste GESCHENK!

Die gesunde und praktische
LEBENSWEISHEIT
nach gesammelten Erkenntnissen
der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch
„Für stille Stunden“
durch v. Krepelhuber

450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Ein Buch
fürs Leben!

Zur Erbauung
für jung und alt!

20 verschiedene
Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Rhein- Moselweine - Sekt VV Schloß Koblenz
Deutscher Wein u. deutscher Sekt aus deutschem Wein



Bekannt durch Güte und Preiswürdigkeit. Verlangen Sie Liste!
Vereinigte Weinproduzenten Koblenz

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten** Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW. 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 396160

Georg nahm sein Glas, hob erlautet den Kopf, zuckte zweimal mit der Schulter und fragte: „Ja, und?“

In diesen Augenblick erst merkte ich, daß Georg wieder von einer dummen Angewohnheit noch von einem geistigen Defekt befallen war, sondern daß es die Überlegenheit des Abgeklärten und somit abgründigste philosophische

Erkenntnis war, die ihn betrug, nie und unter keinen Umständen einen abschließenden Punkt, sondern immer nur ein skeptisches, alle Möglichkeiten offen lassendes Fragezeichen gelten zu lassen. Und daß ihm tatsächlich alle, auch die unwahrscheinlichsten Möglichkeiten offen standen, konnte ich schon in der nächsten Woche feststellen.

„Ich bin am Sonntag los gewesen“, erzählte Georg und zog eine Photographie

aus der Tasche, „mit einem Paddelboer.“ „Oratulliere“, sagte ich und nahm das Bild. Dann aber stand ich wie vom Donner gerührt. „Menschenskind“, flüsterte ich und zeigte auf die Photographie und auf das Mädchen, das neben Georg stand, „das ist ja Viesel, meine Braut!“

Georg zuckte zweimal mit der linken Schulter und hob erlautet den Kopf. „Ja, und?“ fragte er.

Die Krankenkasse

Von Fritz L. Mendel

Richard Meyer, der langjährige Buchhalter und Familienvater, verließ mit böser Miene das Postamt, in dem er eben den Monatsbeitrag der Privatkrankenkasse „Sorgenfrei“ auf Konto Nr. 2713 überweisen hatte. Wozu legte er denn nun schon zwei Jahre lang diesen Beitrag pünktlich auf die eingelassene Glasplatte des Postfachschloßes? Wie er diese Platte haßte. In roter Schrift stand darauf: „Betten und Sofas nur im Spezialgeschäft Pöppelmann, Brückenstraße 14.“ Am liebsten hätte Richard Meyer beim Einzahlen weggeschaut, aber das war nicht mit seinen Prinzipien vereinbar. Wie leicht konnte man eine Mark zu viel hinlegen.

Auch die Kontonummer haßte er. 2713. Hinten eine 13. Quersumme 13. Natürlich. Die Nummer durfte nicht anders heißen. Glückselig rechnete er aus, wieviel er in den zwei Jahren schon auf diese Glasplatte gezahlt hatte, und dumpf stöhnte es in ihm: „Wozu?“ Nicht einmal ein Jahr war locker geworden. Keine Grippe. Nichts. Und früher, vor der Krankenkassenzeit, bestanden seine hauptsächlichsten Zahlungen im Vergleichen von Artgerechnungen.

In einer Art von Weltuntergangsstimmung griff Richard Meyer nach der sorgsam gebiteten Virginia, links oben in der Jackentasche. Eigentlich hatte er sie erst am Abend rauchen wollen, aber jetzt war schon alles gleich. Während er sich bereits auf den ersten Zug freute, merkte er mit Schrecken, daß seine Zimbölgler zu Hause liegen geblieben waren.

Ein grenztlicher Fluß wollte aus ihm heraus, doch die zwischen den Lippen stekende Virginia verhinderte das. Was tun? Herr Meyer und die Virginia verlangten nach Feuer. Kurz entschlossen sprach er einen Herrn an und brachte seine Bitte um ein Streichholz in wohlgelesenen Worten vor. Der Fremde griff in sämtliche Taschen und zog nacheinander eine Schachtel Zigaretten, eine Schachtel Streichhölzer und zwei Feuerzeuge heraus. Dann steckte er sich eine Zigarette in den Mund, entzündete sie sorgfältig mittels eines seiner Feuerzeuge, wandte sich zu dem in gleicher Weise verduht wie erwartungsvoll dastehenden Buchhalter und Familienvater Richard Meyer, hielt ihm eine geschlossene Schachtel Streichhölzer und zwei geschlossene Benzinfeuerzeuge unter die Nase, beziehungsweise unter die Virginia, sagte: „So

Zeiten

Nachbar in Wien. Ein Gast kommt in die Einjamkeit.

„Eine Flasche Sekt.“

„Sehr wohl, mein Herr.“

Der Kellner geht. Der Kellner kommt zurück.

„Wo ist der Sekt?“ staunt der Gast.

Der Kellner bringt sich zum Ohr:

„Verzeihung — — aber die Direktion läßt vorher um eine Anzahlung bitten.“ j. h. r.

Die Ameise

Eiemand hat vor kurzem geheiratet.

„Na“, fragt ihn einer, „was macht Ihre Frau Gemahlin in den ganzen Tag?“

„Meine Frau? O, die ist wie eine Ameise!“

„So fleißig?“

„Nein, sie rennt bloß den ganzen Tag herum!“ R.

Aus Amerika

Nach einem Bericht der „Emmattier Freien Presse“ sind im letzten Jahr mindestens neun Prozent weniger auf Urlaub reisender Amerikaner über das große Wasser gegangen als 1931.

Ulmwärts ist es eben selbst für einen Amerikaner kein Vergnügen mehr, sich über Wasser zu halten.



Die Winterfrische

„Nach Garmisch!“ — „Einmal, zweimal?!“ —

„Ich fahre allein, wenn ich meine Frau mitnehmen wollte, könnte ich gleich daheim bleiben.“

ist ein Raucher ausgerüstet..." und entschwind mit pädagogisch gezügelten Beauen. Herrn Meyer wachte beinahe die kalte und langsam feucht werdende Virginia aus dem Gesicht gefallen, und er hatte das bestimmte Gefühl, als müßte er auf der Stelle zerplatzen, doch hinderte ihn eine Lärmuhr daran, die den Beginn der Bürozeit mit lauten Schlägen ansiehte. Das moralische Mimus in Herrn Meyers Seele konnte sich erst am Abend wieder entfalten und tat dies so ansiebig, daß er raschdäufend und schlaflos eine äble Nacht verbrachte.

Der Morgen sah ihn gefaßt. Bevor er wegging, steckte er sich zwei Schachteln Streichhölzer und zwei Feuerzeuge ein. D, er war ein gelehriger Schüler. So wie gestern jener fleghafte Keel wollte Richard Meyer es künftig immer machen. Aus Mangel an Phantasie war ihm nichts anderes eingefallen, und aus demselben Grunde bezog er das Wort „fleghaft“ nur auf das Benehmen des anderen und nicht auf das, welches er selbst plante. Ein gewisster Psychologe würde hier vielleicht weniger einen Mangel an Phantasie feststellen, als vielmehr einen geheimnisvollen Wiederholungszwang, dem Herr Meyer ausgeliefert war, doch ist das für die weiteren Ereignisse von untergeordneter Bedeutung.

Der erste, der Herrn Meyer um Feuer bat, war sein Chef. Föhnnetischend beugte sich Meyer der Autorität. Dieser Wortbruch gegenüber sich selbst verstärkte seinen Zorn beträchtlich, und als ihn auf dem abendlichen Heimweg ein Unbekannter ansprach, gerade in dem Augenblick, in dem Herr Meyer ein brennendes Streichholz in der Hand hielt, um seine gestern ungeraucht geliebte Virginia zu entzünden, und der Unbekannte Feuer haben wollte, da ahnte Richard Meyer — innerlich hochlachend — den „fleghaften Keel“ nach, ja, übertraf ihn noch bei den Worten: „So ist ein Raucher ausgerüstet..."

Wenig später lieferte das Sanitätskauto einen gewissen Meyer ins Krankenhaus ein. Als er unter den Bemühungen der Ärzte endlich die Augen aufschlag und seine Umgebung erkannte hatte, huschte ein glückliches Leuchten über seine verquollenen Gesichtspartien, und bevor ihn eine neue Ohnmacht übermannte, flüsterte er: „Sorgenfrei, Sorgenfrei 2713."

Logik

Louis Cocintz gab in seiner Münchener Zeit ein abendliches Fest, zu dem nur Herren geladen waren. Zu Beginn der Tafel erhob sich der Maler und fragte lachend:

„Liebe Freunde! Es gibt heute abend vorreffliche Weine in Fülle! Ich bitte zu entscheiden: wollen wir sie trinken wie Menschen oder jausen wie das liebe Vieh?"

„Wir wollen sie trinken wie Menschen“, erwiderten die Gäste etwas verwundert.

„Bravo!“ meinte Cocintz vergnügt, „wir werden uns also nach Herzenslust besorgen, — denn das alberne Vieh trinkt ja nie mehr, als bis sein bißigen Durst gestillt ist. Prost!“

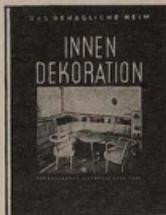


Stilskrisen

„Wenn ich jetzt meine moderne Wohnung habe, lade ich Sie mal ein, sie anzuschauen.“
„Wenn ich Sie auf meinen Besuch so lange warten lasse, wie Sie mich auf mein Geld für Ihre Getränke, dann wird Ihre Einrichtung bis dahin historisch sein.“

Das behagliche Heim

Dr. Alexander Koch's



INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt-beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

In den Rauh Nächten

ERICH WILKE



ist die wilde Jagd los. Der friedliche Bürger betet, daß sie an seinem Haus vorübergehen möge